

2006–2008

## Erste Begegnung

AN einem Morgen im November 1976, kurz nach meinem elften Geburtstag, nahm meine Mutter mich zu einem Ausflug mit in den Wald oberhalb des Möhnesees und kehrte allein wieder zurück.

Bis dahin war ich nicht weniger glücklich gewesen als andere Kinder, ein Junge, der auf Bäume kletterte, sich raufte und die Knie aufschlug.

Es war ein Mittwoch, und meine Mutter hatte mich überreden müssen, die Schule zu schwänzen. »Komm schon, Martin, es ist doch nur ein Tag«, sagte sie. Doch auch die folgenden zwei Tage blieb mein Platz im Klassenzimmer leer – es war nicht leicht gewesen, mich zu finden.

Fast dreißig Jahre später hörte ich das erste Mal von Claudia und verliebte mich sofort in sie.

Ich nehme an, anderen Männern in meinem Alter passiert es nicht oder in nur ganz seltenen Fällen, dass sie sich unweigerlich zu einer Frau hingezogen fühlen, nur weil sie deren Lebensgeschichte gelesen haben. Nicht etwa eine Geschichte, wie man sie von Prominenten kennt, in einer Zeitschrift oder einem Magazin, sondern auf einem herrenlosen Laptop.

Mein Bruder Robert hatte ihn mir durch einen Paketdienst schicken lassen. Er führt ein Unternehmen für Haushaltsauflösungen, und mitunter fallen ihm die merkwürdigsten Dinge in die Hände. Den Laptop hatte er in einem Haus gefunden, das zum Verkauf stand und das er von allem freiräumen sollte, was die ehemalige Besitzerin zurückgelassen hatte und was von einem Leben zeugte, das nun nicht

mehr zu ihr gehörte. In einem der halb leeren Zimmer stand er, aufgeklappt, als hätte er auf Robert gewartet. Das Ganze war eigenartig gewesen, noch eigenartiger war es, dass auf der Festplatte eine einzige Datei lag, der Lebensbericht einer Claudia Arnsberg, eben jener Frau, die das Haus zum Verkauf anbot.

Robert hatte die Geschichte gelesen, und er war der Meinung, mich müsse ein solcher Fund interessieren, schließlich sei ich doch bei meiner Zeitung Redakteur des Kulturteils. Vielleicht aber hatte sie ihn auch erschreckt, und er wollte sie loswerden.

In nur einer Nacht las ich die Aufzeichnungen dieser Claudia Arnsberg, und am frühen Morgen lag sie im Traum neben mir im Bett. Meine Hand berührte ihr Haar – das Haar, das ich einige Wochen später wiedererkannte, als der Wind, der von der Ostsee her über Travemünde wehte, es ihr aus dem Gesicht strich, während sie mir einen kurzen Blick zuwarf.

Ich hatte mich auf die Suche nach ihr begeben, es war wie ein Zwang gewesen. Ich war nach Norden gefahren und hatte mit ihren ehemaligen Nachbarn gesprochen. Doch niemand konnte mir sagen, wohin sie gezogen war. Immerhin hatte ich ihren Schwiegervater ausfindig gemacht. Er lebte in Travemünde, und ich besuchte ihn. Wir unterhielten uns lange, aber wo Claudia sich jetzt aufhielt, das mochte er mir nicht verraten. Bevor ich mich verabschiedete, legte ich ihm einen Zettel mit meiner Handynummer auf den Tisch, mit der Bitte, sie an Claudia weiterzureichen. Mein Besuch war für ihn eine Abwechslung gewesen, und er versprach mir, ihr von mir zu erzählen.

Als ich wieder im Auto saß, ich hatte ein wenig abseits geparkt, hielt vor dem Haus ein blauer Mini. Eine Frau stieg aus, groß und schlank. Sie ging auf das Haus zu, und als der Seewind ihr das blonde Haar aus dem Gesicht blies, sah sie zu mir herüber mit einem melancholischen, beinahe flehenden Blick, und ich wusste augenblicklich, dass es Claudia war.

Die Liebe traf mich so heftig, dass ich mich nicht rühren konnte, dass ich noch minutenlang, als sie längst im Haus verschwunden war, auf die hinter ihr ins Schloss gefallene Tür starrte und schließlich viel zu schnell durch die Siedlung davonraste, als wäre ich auf der Flucht.

Ich fuhr nach Hause und dachte unentwegt an diese für mich unfassbar schöne Frau und an die Melancholie, die sie umgeben hatte, durch die sie so unnahbar gewirkt hatte, obwohl dieses Gefühl mir doch vertraut war. Dennoch hoffte ich auf irgendein Lebenszeichen von ihr. Aber ich wartete vergebens.

Anfangs zählte ich die Wochen, die ohne ihren Anruf vergangen waren. Da glich sie noch einer neu gewonnenen Zuversicht, die mich auf ungewohnte Weise wieder mit dem Leben verband. Doch dann wurde das Warten Teil meines Alltags. Und das Grübeln. Was hatte mich an jenem Tag, als ich in Travemünde von der Liebe getroffen in meinem Wagen gesessen hatte, so gelähmt, dass ich nicht aufspringen und auf Claudia zugehen konnte? Wäre es nicht das gewesen, was die Liebe von mir forderte, diesen unglaublichen Zufall, diesen Augenblick, der mir geschenkt worden war, zu nutzen?

Ich machte meine Arbeit, ich las Erzählungen und Romane und schrieb in der Redaktion an meinem Schreibtisch die dazugehörigen Artikel, doch irgendwie las ich überall auch diese beiden Fragen. Ich fuhr nach Dortmund und sprach mit meiner geschiedenen Frau, verbrachte mit meinen Kindern die mir zustehenden Wochenenden, und immerzu waren die beiden Fragen gegenwärtig.

Dann geschah es immer öfter, dass das Bild meiner Mutter sich in das Grübeln mischte, wie eine Mahnung, nicht weiterhin die Augen vor ihrem Leben zu verschließen, das ja auch meines bestimmte. Inzwischen wusste ich, wie sie betrogen worden war und dass auch wir zu ihrem Leid beigetragen hatten, wir, die wir ihre Trauer um das, was sie verloren hatte, nicht bemerkten. Und ich ahnte, dass ihr Schicksal und meine Sehnsucht nach einer Frau, deren Leben ich kannte und die mir gleichzeitig so unerreichbar fern schien, miteinander verknüpft waren.

Da war es nur noch ein kleiner Schritt, und mein Entschluss war gefasst. Wann immer ich Zeit hatte, schrieb ich. Seite um Seite füllte ich mit der Geschichte meiner Mutter.

Und nach zwei Jahren, in denen ich nach und nach die Hoffnung aufgab, Claudia jemals wiederzusehen, hatte ich ein Buch geschrieben. Währenddessen war das Leben weitergegangen, die Jahreszeiten waren an mir vorbeigezogen und aus meinen Kindern waren Teenager

geworden, und immer hatte mich in Gedanken die Frau begleitet, die einmal im Traum neben mir gelegen hatte und die mir einige Wochen später einen kurzen, traurigen Blick zugeworfen hatte.

Und dann, als ich bereit war einzusehen, dass mein Warten vergeblich war, und alle Vergeblichkeit sich zu einer kleinen, quälenden Wunde komprimiert hatte – begegneten wir uns doch noch.